

Weltsynode – Auswertung für das Bistum Fulda

Im Bistum Fulda begann der weltweite synodale Prozess mit einem ersten Treffen des Bischofs mit den ständigen Räten des Bistums. Diese Konferenz war an sich bereits eine synodale Erfahrung. Da zu diesem Zeitpunkt noch sehr wenig Informationen aus Rom vorlagen, waren die Versammelten nach sehr kurzer Zeit auf dem gleichen Wissensstand und haben so auf Augenhöhe miteinander die diözesane Auftaktveranstaltung geplant. Da der Anstoß zur Weltsynode sehr kurzfristig kam, konnten zu dieser Initialzündung zunächst nur Personen versammelt werden, die in struktureller Vernetzung mit der Bistumsleitung stehen. Die Kürze der Zeit erlaubte erst einmal nicht die vom Papst gewünschte Begegnung mit Menschen außerhalb solcher Strukturen oder gar über die Kirche hinaus. Es blieb aber die Hoffnung, durch den Auftakt Multiplikatoren zu gewinnen, die weitere Personenkreise ansprechen würden.

Insgesamt war es nicht leicht, im Bistum Fulda Personen für eine Beteiligung an der Weltsynode zu gewinnen. Dies hatte verschiedene Gründe, von Zweifeln, wirklich gehört zu werden bis zur Auslastung durch andere Prozesse wie dem nationalen Synodalen Weg oder der Neustrukturierung der Territorialgemeinden. Die Tragweite eines weltweiten synodalen Prozesses war in Deutschland generell nicht leicht plausibel zu machen.

Bei der Auftaktveranstaltung am 17.10.2021 wurde in geistlichen Gesprächsgruppen ausgetauscht und die Beteiligten konnten sich schriftlich auf Plakaten zu den 10 Themen äußern. Im Anschluss bestand im Fuldaer Dom einen Monat lang die Möglichkeit zur schriftlichen Äußerung für allen „Vorübergehenden“ als spontanen Weggefährten der Kirche. Hier äußerten sich insbesondere viele evangelische Christen zu Themen der Ökumene. Über eine eigens eingerichtete Homepage bestand dann in der gesamten ersten Phase der Weltsynode die Möglichkeit, selbst das geistliche Gespräch mit einer Gruppe im je eigenen Umfeld zu suchen und eine Rückmeldung einzureichen. Diese Möglichkeit wurde zunächst nur wenig in Anspruch genommen. Bis zum ursprünglichen Abgabetermin beteiligten sich 13 Gruppen und 17 Einzelpersonen, letztere zum Teil über Fragebögen, die eine Pfarrei im Internet zur Verfügung gestellt hatte.

Im Advent 2021 fanden zwei digitale Formate mit dem Bischof statt, in denen über die Weltsynode informiert und in geistlichen Gesprächsgruppen über die Erfahrungen als Kirche auf dem Weg gesprochen wurde. Diese Veranstaltungen wurden jeweils von ca. 30 Personen wahrgenommen, von denen einige in der jeweiligen Schlussrunde betonten, dass sie eine starke Erfahrung der Weggemeinschaft gemachten hatten, z. B.: „Mich hat es gefreut, gefragt zu werden und auch Interesse an meiner Antwort wahrgenommen. Das tut gut, ist noch nicht selbstverständlich. Üben wir gemeinsam.“ „Die Kleingruppenarbeit war wirklich eine synodale Erfahrung in gegenseitigen Austausch und Offenheit!“ „Der offene Austausch in der Kleingruppe war beeindruckend! So stelle ich mir ‚offene‘ Kirche vor. Ich gehe mit neuem Mut und gestärkt in den Alltag.“ „Ich habe heute den Blick darauf richten gelernt, dass auch die, die mit uns auf dem Weg sind und nicht unserer Meinung sind, das gleiche Ziel haben, und dass wir lernen müssen, mit der Pluralität wertschätzend umzugehen.“ Einzelne nutzten das niedrigschwellige Angebot im digitalen Raum, um es neu mit der Kirche zu probieren: „Ich möchte wieder einen engeren Kontakt zur Kirche haben. Dieser ist in den letzten Jahren etwas verloren gegangen. Ich sehe mich ein Stück weit auf der Oppositionsbank in der katholischen Kirche.“ Andere waren angesichts wegbrechenden kirchlichen Lebens vor Ort besonders dankbar für das digitale Angebot.

Ein wichtiges Charakteristikum dieser Veranstaltungen war, dass an einem Abend Menschen aus dem ganzen Bistum miteinander und mit ihrem Bischof im geistlichen Austausch waren. Dies wurde als eine neue Art und Weise empfunden, als Ortskirche miteinander auf dem Weg zu sein.

Zu Beginn des Jahres 2022 gab es eine Zwischenreflexion der Auswertungsgruppe Weltsynode mit dem Bischof. Hier wurde deutlich, dass sich insgesamt noch recht wenige Personengruppen an der Weltsynode beteiligt hatten und dass vor allem bestimmte Regionen des Bistums (z. B. der ehemals ostdeutsche Teil) sowie bestimmte Gruppen (Strafgefangene, Menschen mit Behinderung, Jugendverbände) bis dahin außen vor waren. Deshalb wurden in einem zweiten Durchgang bis dahin fehlende Personengruppen über Multiplikatoren gezielt angesprochen mit der Bitte, sich an der Weltsynode zu beteiligen. Dieser Bitte kamen bis zum Abgabetermin am 1. April 2022 viele der Angesprochenen nach, so dass am Ende insgesamt 43 Gruppen und 44 Einzelpersonen beteiligt waren. Der größte Teil der Beteiligten waren Katholiken, vereinzelt haben sich darüber hinaus evangelische Christen zu Wort gemeldet. Weitere „Weggefährten“ darüber hinaus zu beteiligen, ist leider kaum gelungen. Das innerkatholische Spektrum ist in den Rückmeldungen hingegen breit abgebildet. Folgende Institutionen und Gruppen haben sich beteiligt: Franziskanergymnasium Kreuzburg; Katholikenrat des Bistums Fulda; Jour fix der Sekretariate im BGV; PGR Sancta Familia, Kassel; PGR St. Lullus; Pastoralverbundsrat St. Brigida Schwalm-Eder-Fulda; Maria 2.0 Kassel und Interessierte (2x); Provinzversammlung der Oblatenmissionare (inklusive Gästen aus Tschechien); eine Gruppe der Franziskanischen Gemeinschaft (OFS); Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul, Fulda; eine Jugendgruppe aus dem Amöneburger Land; die Diözesanleitung der DPSG im DV Fulda; Unternehmerfrauen im Handwerk, Landkreis Fulda; GCL-Gruppe, Fulda; Lioba-Schwestern mit Familiaren; KHG Marburg; Diözesankonferenz der Kolpingjugend, Fulda; Chöre am Dom, Fulda; Gruppe Renovation Lobpreis, Frankfurt; eine Bibelgruppe im Bildungshaus Salmünster; Gesprächsgruppen aus Hl. Geist Vellmar; Christkönig Flieden; St. Nikolaus von der Flue, Kassel; Dermbach/Stadtlengsfeld (2x); St. Raphael Gelnhausen; der Polnischen Gemeinde Marburg/Stadtallendorf; der Polnischen Katholischen Mission Kassel; von Gläubigen der Missa Tridentina (3x); der Gefängnisseelsorge JVA Kassel; zwei Gruppen Religionslehrerinnen und -lehrer; drei Ehepaare; zwei Familien; ein Familienkreis aus drei Familien mit Kindern, Fulda und USA.

Neben der weiteren Beteiligung ergab die Zwischenevaluation der Auswertungsgruppe noch zwei weitere Desiderate: 1. Die Fragen für die Weltsynode wurden von vielen Gläubigen als sprachlich zu schwierig empfunden, weshalb eine Version in leichter Sprache zur Verfügung gestellt wurde. 2. Es wurde ein Fragebogen entwickelt, in dem ausdrücklich nach verschiedenen Aspekten der Erfahrung von Weggemeinschaft im Gesprächsprozess selbst gefragt wurde (z. B. Augenhöhe, wertschätzender Umgang in der Gruppe, Schweigen etc.). Ein erheblicher Anteil der nachträglich angesprochenen Gruppen gab diese Rückmeldung. Sie hat eine hohe Relevanz für die Auswertung der synodalen Erfahrung, weil diese in ihren einzelnen Aspekten von den Gesprächsgruppen bzw. -teilnehmern qualifiziert werden konnte. Den Höchstwert erzielte dabei der Aspekt „Erfahrung von Kirchesein in der Gruppe“, den 20 von 28 Beteiligten als sehr starken und weitere 6 als starken Aspekt ihrer Erfahrung benannten. Ebenfalls hohe Werte erzielten „Verbundenheit miteinander“ (15 sehr stark, 8 stark), „Augenhöhe“ (17/8), „Angstfreiheit“ (15/7) sowie „wertschätzender Umgang“ (16/4). Noch mehr als bei den digitalen Formaten im

Advent zeigt sich hier eine persönliche Erfahrung des Kircheseins in kleinen Gruppen, die sich von der Gesamterfahrung kirchlicher Weggemeinschaft positiv abhebt. Denn was in der Umfrage als besonders starke Erfahrung rückgemeldet wurde, zeigte sich in den Beiträgen zu Thema Nr. 8 „Autorität und Teilhabe“ gerade als Schmerzpunkt. Hier wurde von sehr vielen beklagt, nicht mitreden zu können, keine Augenhöhe zu erleben, nicht genügend wertgeschätzt zu werden, und zu Thema Nr. 3 „Das Wort ergreifen“, nicht angstfrei sprechen zu können oder es zu tun im Wissen, dass solche Redefreiheit nicht gewollt sei. Für diese neue, positive „Kirchenerfahrung“ in der konkreten Sozialform einer geistlichen Austauschgruppe mit zuvor nicht bekannten Mitchristen kann folgendes Zitat stehen: „Viele Fragen werden gestellt, was die Menschen im Bistum antworten, ist oft egal und wird selten gehört, in der letzten Zeit jedoch häufiger, was sehr erfreulich ist. Siehe dieser Tag heute“ (=Auftaktveranstaltung zur Weltsynode). Hier wird eine neue Erfahrung von synodaler Kirche deutlich, die Hoffnung gibt, dass sich die vielfach geäußerte Erfahrung mangelnder Wertschätzung und Teilhabe auch in der großen Weggemeinschaft der Kirche positiv verändern kann und wird. Für das Bistum Fulda ergibt sich daraus jedenfalls ein deutlicher Impuls, weiterhin Raum für gemeinsame geistliche Gespräche und Suchbewegungen in kleinen Gruppen zu geben und Leitung im Kontext einer intensiven Gesprächskultur und in gemeinsamer Verantwortung auszuüben.

1. Weggefährten

Als im **Mittelpunkt der Kirche** wird größtenteils Gott bzw. die lebendige Gottesbeziehung identifiziert. Eine Bemerkung kritisiert im Kontrast dazu die überhöhte Rolle der leitenden Priester; ein Beitrag formuliert: „In der Mitte sollte Christus sein (nicht der Papst oder die Bischöfe).“ Die Frage nach den Weggefährten der Kirche rief bei vielen zunächst die Frage nach der Kirche selbst hervor. Wer eigentlich selbst **zur Kirche gehört** wird vielfältig und vorwiegend innerhalb der klassischen Gemeindegliederung beschrieben. Auch „alle, die in die Kirche gehen, ohne eine persönliche Beziehung zu Gott zu suchen und viele, die sich ihrer christlichen Identität nicht bewusst sind und deshalb nicht wissen, dass sie als Getaufte und Gefirmte einen missionarischen Auftrag haben, für den sie durch die Gaben des Hl. Geistes befähigt sind“ gehörten zur Kirche. Eine Person zählt darüber hinaus „auch Gäste, Fragende, Suchende, Rat- und Gesprächsuchende, auch aus der Ökumene, in persönlichen Einzelbegegnungen“ als zur Kirche gehörig auf. Einige Beiträge aus dem Kreis der Caritas betonen, dass „alle“ zur Kirche gehören – „alle in der Nachfolge Christi“, „eigentlich kann es kein am Rand, davor, 1. Oder 2. Reihe geben“, „jeder, der oder die sich zugehörig fühlt“, oder sogar „alle Menschen“ – in der Mitte stehen diejenigen, die Hilfe und Unterstützung benötigen“. „Alle, es darf keinen Rand geben“.

Eine befragte Personengruppe, die sich selbst nicht mit Kirche identifiziert und damit eine ganz besondere Perspektive in dieser Frage einbringt, beschreibt ihre Wahrnehmung von Kirche als: „die Amtskirche, Rom, ‚die alten Säcke‘, der Männerbund“. Gemeinde vor Ort wird von dieser Gruppe nicht erfahren und damit auch nicht mit Kirche identifiziert. Die Beiträge sind von einer negativen Grundannahme geprägt, welche die „Amtskirche“ als „Männerverein“ ansieht und sie

mit Missbrauch von Geld und Macht in Verbindung bringt. Demgegenüber stünden die kirchlichen karitativen Hilfsangebote im Schatten und würden der Vergessenheit anheimgestellt.

Die Wahrnehmungen zu den **„Weggefährten der Kirche“** stellen sich divers und teils sogar konträr zueinander dar. Manche Beiträge fassen die „Weggemeinschaft“ der Kirche sehr eng (z.B. Gottesdienstteilnehmer), manche beziehen sie gerade auf als „Ausgeschlossene“ angesehene Personengruppen (z.B. Kirchenferne). Im Einzelnen werden aufgeführt: Getaufte, Gläubige, Aktive und Praktizierende, ökumenische Brüder und Schwestern, gesellschaftliche Akteure, „alle, die durch ihr Milieu ausgeschlossen sind“, Jugendliche, Alte, Gemeindemitglieder, Ehrenamtliche, Ortsgemeinde, Hauskreise, Ordensleute, Gottesdienstteilnehmer, „Menschen, die für die Zukunft der Kirche voran gehen“, Befreiungstheologen, Betroffene von sexueller oder spiritueller Gewalt, alle, die Macht nicht missbrauchen, „Freunde, die Freundlichkeit, Barmherzigkeit und Toleranz leben“, Singles, Vorbilder, Kritiker, Opfer und Gleichdenkende. Ein Beitrag fasst treffend zusammen: Es sind „unterschiedliche Menschen, die mit uns Christen [...] in Kontakt kommen, meist bloß für ein Wegstück, eine kleine Wegstrecke, z.B. Kollegen und Kolleginnen am Arbeitsplatz, Nachbarn, Freunde etc., vor allem in persönlichen Gesprächen über Fragen, die sie haben und auch interessieren, die auch für ihr Leben wichtig sind“.

Exklusion von Kirche aus wird durchweg als „spürbar“ bzw. erfahrbar beschrieben. Als **„Außenvor“** bezeichnet wurde eine ganze Reihe von Menschen und Personengruppen: Ungetaufte, „alle, die Glauben verloren haben“, „Menschen, die anders leben“, Agnostiker, „Menschen, die nicht den Moralvorstellungen entsprechen“, LGBTQ, Queere, Homosexuelle, Enttäuschte, Menschen mit Lebensbrüchen, geschiedene Wiederverheiratete, Ausgetretene, Kranke und Behinderte, Impfgegner, Menschen mit anderer Hautfarbe oder sexueller Orientierung, Menschen am Rand der Gesellschaft, Jugend, Kinder, Missbrauchsopfer, Andersgläubige, Touristen, generell „Sünder“, sowie „alle, die die Fehlentscheidungen der Amtskirche kritisieren“, „Menschen, die keine Kinder haben (wollen)“, „moderne selbstbestimmte Frauen“. Eine Einzelperson fragt kritisch: „Gehören Priester noch zur Kirche?“ Hier steht offensichtlich eine andere Vorstellung von Exklusion im Hintergrund. Ist es die Frage nach der „wahren“ Kirche? Es bleibt offen. Eine Person fragt: „Wer bestimmt, wer zur Kirche gehört?“ Eine andere kritisiert, dass diejenigen am Rand seien, die von der Institution Kirche ausgeschlossen würden. Wieder eine andere kommentiert: „Kirche = Institution? Oder wir alle!“ Ein Beitrag kritisiert auf der Metaebene die sprachliche Trennung von innen und außen: „Es ist stark verwerflich, dass in der (Teil-)Kirche Begriffe wie ‚Minderheiten, Ausgestoßene oder Ausgeschlossene‘ noch genutzt werden.“

„Kirche, die Seite an Seite auf der gleichen Straße mit anderen geht“ wurde als Bild oft kritisch bewertet. In wichtigen und inhaltlich klar definierten Themen tue Kirche das eben gerade nicht; „z.B. in der Abtreibungs-, Sterbehilfe- und Ehethematik, in Fragen und Themen der menschlichen Sexualität, der Gleichberechtigung der Geschlechter, in der Ökumene“. Die Heterogenität der Gesellschaft werde als Überforderung wahrgenommen. Auch die Themen Diversität und Inklusion in der Kirche wurden mehrheitlich kritisch bewertet und gleichzeitig Klerikalismus und Dogmatismus verurteilt. Eine Person spricht von negativen Erfahrungen in der Gemeinde, im Versuch einer Horizonterweiterung in der Begegnung mit „Anderen“ und eine andere Person

von der Erfahrung erheblicher Distanz zu den Klerikern und der Amtskirche. Ebenfalls kritisch wird das fehlende Ernstnehmen von Missbrauchsopfern und die anschließende „zögerliche Aufarbeitung“ angesprochen.

In all diesen Beiträgen wird eine große binnenkirchliche **Sehnsucht** deutlich, **eine inklusivere und beziehungsfähigere Kirche werden zu wollen**. Es wäre interessant, noch mehr über die beschriebenen Exklusionsprozesse zu erfahren. In den Rückmeldungen wird häufig nicht deutlich, an wen sich die Kritik konkret richtet. Es lässt sich vermuten, dass oftmals „die Amtskirche“ bzw. „das Lehramt“ gemeint ist. Jedoch könnte auch eine generelle Kulturkritik der Kirche gegenüber jenseits von dogmatischen Perspektiven gemeint sein.

Gute Erfahrungen - im Verhältnis zu den Gesamtrückmeldungen seltener – werden durch ehrlichen Austausch, offene Gespräche und gelungene Willkommenskultur beschrieben. Als positiv werden best practises wie z.B. Biker-Gottesdienste bewertet, die „andere Zielgruppen“ ansprechen. Als Wünsche und Sehnsüchte wurde eine „bessere Kommunikation“, „neue Begeisterung“, intensivere Vernetzung, die Begleitung des Generationenwechsels, ein erweiterter Blick auf Inklusion und Exklusion, die Mitarbeit und Gleichberechtigung von Frauen, die absolute Voranstellung des Wertes jedes Menschen und die Entwicklung einer ausgeprägten Willkommenskultur formuliert. Eine Person spricht von der „Sorge, wie wir die Menschen wieder in die Gemeinschaft zurückholen können“. Die kirchenferne Personengruppe beschreibt die Schwierigkeit im Ringen um das stimmige Maß in „politischen Statements“ der Kirche (z.B. Impfung, Ukraine, Umwelt) und wünscht sich eine „Balance zwischen Mitreden, aber nicht Ausschließen“.

Zitate:

- ❖ „Die ganze Gemeinde gehört dazu, wir sollten versuchen alle einzubeziehen.“
- ❖ „Vermisst werden die Vielen, die ausgetreten sind. Die Jugend fehlt, wäre sie da, dann ruhte auf ihr die Hoffnung, dass sie zu denen gehört, die vorangehen. Ausgegrenzt werden zum Beispiel Frauen und Homosexuelle. Frauen sollen, wenn nicht Priesterin, so doch Diakonin werden können. Absichtlich wird niemand ausgeschlossen, aber die Bedingungen führen dazu, dass Menschen sich im Abseits fühlen.“
- ❖ „Gleiche Würde - gleiche Rechte gelten insbesondere für die, die gesellschaftlich ins Abseits gestellt werden und die im Wertekanon der Kirche nicht ‚den Normen‘ entsprechen: Menschen aus prekären Lebensverhältnissen oder Familiensituationen mit Brüchen; Menschen, die als ‚anders‘ gelten - beispielsweise aufgrund ihrer Bildung, Hautfarbe oder sexuellen Orientierung; Menschen, die aufgrund von Krankheit oder Behinderung nicht auf Augenhöhe stehen; und immer noch Frauen, die wirkliche Gleichberechtigung einfordern.“
- ❖ „Ein gutes Einbringen in die Kirche ist möglich, manchmal aber auch schwierig; nicht alle gegebenen Zusagen werden eingelöst/eingehalten, das hinterlässt zuweilen ein enttäuschendes Gefühl.“

2. Zuhören

Bei der Frage wem besonders zugehört werden soll, werden eine Vielzahl an Personen identifiziert, die **innerhalb der Kirche** sind (den „einfachen‘ Gläubigen“, den Menschen mit „nicht-deutscher Muttersprache“, den „Traditionalisten“, den „Stimmen der Vergangenheit“, den Ordensleuten, den „Wichtigen und ‚Unwichtigen‘“, „den vielen, vielen aktiven ehrenamtlichen Frauen“, denen, „die den Glauben leben“, „Zweifelnden“, „geschiedenen Wiederverheirateten“, neu eingetretenen Personen), denen, die **am Rande der Gesellschaft** stehen oder mit **besonderen Herausforderungen** konfrontiert sind (Trauernde, Einsame, „alle, die irgendwie anders / eigen / fremd erscheinen“, Arme, „Schwierige“). Immer wieder wird besonders die Jugend hervorgehoben, aber auch Menschen anderer Konfessionen und Religionen, Menschen, die die Kirche verlassen haben, sie kritisch sehen oder fernstehend sind. Zudem solle auf diejenigen gehört werden, „die auf Unrecht aufmerksam machen“. Eine besondere Bringschuld des Zuhörens wird gegenüber denen identifiziert, die von der Kirche verletzt, enttäuscht und ausgeschlossen wurden: Den Betroffenen von sexuellem und spirituellem (Macht-) Missbrauch; denen, die aus der Kirche ausgetreten sind und den wiederverheirateten Geschiedenen.

Die meisten sehen die **Kirche als Gegenüber**, in der Amtsträger, Hauptamtliche und Entscheidungsträger, vor allem auf den höheren Hierarchieebenen, zuhören sollen. Einige sehen **sich** auch **selbst als diejenigen in der Kirche, die zuhören** und sehen alle in der Pflicht, sich darin zu bilden, was es bedeutet, zuzuhören. Eine Gruppe sieht sich mit dem „Gefühl der Resignation, der Sinn- und Zwecklosigkeit“ konfrontiert, die sie selbst daran hindert, Menschen Gehör zu schenken. Andere sind selbstkritisch der Meinung, dass sie verlernt hätten zuzuhören, sich zurückzunehmen und andere zu Wort kommen zu lassen.

Haltungen, die mit dem Zuhören verbunden und besonders von der kirchlichen Leitung erwünscht werden, sind: „Respektvolle Zugewandtheit“ und „wertfreie Offenheit“, die auch darin besteht, sich einzugestehen, dass „der andere Recht haben könnte“, und die nicht bewertet, verteidigt oder fertige Antworten bereithält. Das Gehörte soll ernstgenommen werden, es soll „Zeit und Raum für Meinungsbildung“ und „gegenseitiges Lernen“ geben und es sollen daraus Konsequenzen entstehen, die Neues schaffen. „Zum richtigen Zuhören gehört ein echter Dialog von Mensch, Gott und Mensch.“ Die geschilderten Erfahrungen mit der Kirche sind dabei häufig andere, sodass der Eindruck formuliert wurde, Zuhören sei nicht nur keine geübte Fähigkeit, sondern „vielleicht auch eine nicht gewollte“, oder dass bestimmte Themen kein Gehör fänden, weil sie „nicht gewünscht“ seien. Eine weitere Problematik wird im Bereich der Machtverteilung identifiziert, da vor allem dem Klerus zugehört werde. Durch die Nichtzulassung von Frauen zum Priesteramt entstehe ein geschlechtsspezifisches Ungleichgewicht. Darüber hinaus werden mangelnde Gelegenheiten beschrieben, bei denen zugehört werde. So fehle die gesellschaftliche Präsenz von Kirche an vielen Stellen, hätten Pfarrer immer größere Gebiete zu betreuen und damit weniger Zeit für die einzelne Person und es sei auch unklar, wer auf Bistumsebene „**Ansprechpartner für das Zuhören** ist“. Aber auch der gesellschaftliche, soziale und kulturelle Kontext wurde als Hürde markiert, weil Kirche nicht gelernt habe, sich in der „Vielzahl an Sinnangeboten“ zu bewegen und viele Ausgeschlossene Kirche nicht mehr als Ansprechpartnerin und damit ZuhörerIn sehen.

Zitate:

- ❖ „In unserer Diözese wüssten wir nicht, wer der Ansprechpartner für das Zuhören ist. Auch Ordensleute, die wir persönlich sehr gut kennen, berichten von diesem Problem. Kirche an sich hört nicht zu. Leider haben wir das Gefühl, dass das Zuhören in der Kirche keine Standardtugend ist.“
- ❖ „Die Amtskirche, durch alle Hierarchien hindurch, habe sich als eine Institution erwiesen, der das Zuhören schwerfalle. Oft sei Zuhören das ‚Alibi‘, das es erlaube, dem Zuhören keine Taten folgen zu lassen. Kirche (Amtskirche), so die Meinung, sein schon von ihrer Struktur her keine Institution, der das Zuhören wirklich leicht falle. Hierarchie und hierarchisches Denken, Angst um Machtverlust u.ä. mache das Zuhören schwer.“
- ❖ „Eine andere Auffassung war, dass Minderheiten, Ausgestoßene und Ausgeschlossene sich schon längst anderen Lebensentwürfen und Sinnangeboten zugewendet hätten. Für sie sei das Thema ‚Kirche‘ schon längst abgehandelt. Da würde ein Zuhören nichts mehr bewirken. [...] Das Hören auf den sozialen und kulturellen Kontext der Gesellschaft, in dem der christliche Glaube sich bewege, werde durch den zunehmenden Individualismus und Partikularismus der Gesellschaft erschwert. Es gibt eine Vielzahl von Sinnangeboten und Kirche habe nicht gelernt, sich in dieser Vielfalt zu bewegen.“

3. Das Wort ergreifen

Die Grundfrage ist, **ob innerhalb der Kirche eine freie und ehrliche Rede** möglich ist oder ob Menschen durch Ängste gehindert werden, ihre Meinung zu äußern und in Diskussionen zu treten. Bei den individuellen Rückmeldungen gehen viele Wortbeiträge in die Richtung, dass **sich niemand die freie Rede verbieten lassen möchte**. Auch gibt niemand persönlich Angst vor kirchlicher Autorität zu. Die freie Rede in der Kirche wird als „Bürgerrecht“ bezeichnet, das ausgehend von den Menschenrechten der Aufklärung jedem zukomme. Sie sei zwar in einer Gemeinschaft oder der Familie leichter, aber auch auf Ebene der Pfarrei oder des Bistums möglich. Insbesondere das Sakrament der Versöhnung sei der Ort, um angstfrei zu sprechen, meldet ein Beitrag zurück.

Allerdings gibt es auch viele Beiträge, die **die Existenz von „angstfreien Räumen in der Kirche“ bestreiten**, die durch „autoritäres Machtgehabe“ zerstört würden. Ein Beitrag sieht im hierarchischen Aufbau der Kirche die Ursache dafür, dass Menschen es für sich nicht als sinnvoll ansehen, in der Kirche zu sprechen. Denn das Sprechen bewirke ja nichts. Stellvertretend für die durch die Angst zum Schweigen gebrachten Menschen möchte z.B. Maria 2.0 die Stimme für deren Anliegen erheben. Damit zusammen hängt die von einem Beitrag aufgeworfene Frage, ob man in der Kirche ohne Angst vor Verurteilung so sein könne, wie man ist. Daher werden in einigen Äußerungen Tabu-Themen genannt, die im kirchlichen Kontext nicht besprochen werden könnten: Verhütung, Abtreibung, Sexualität und gleichgeschlechtliche Ehe.

Ein Beitrag kritisiert, dass noch immer manche Theologinnen und Theologen von der Kirchenleitung zum Schweigen gebracht werden, indem ihnen der Entzug der Lehrerlaubnis angedroht wird.

Der Stimme der Kirche in der Öffentlichkeit wird generell kaum ein gutes Zeugnis ausgestellt. Einige Beiträge fordern eine bessere Präsentation der Kirche in den sozialen Medien.

Insbesondere in der nicht-kirchlichen medialen Öffentlichkeit sehen sich einige Beiträge einem durch den Missbrauchsskandal ausgelösten Druck ausgesetzt. Diesem solle mit Gegendarstellungen begegnet werden.

Zitate:

- ❖ „Sprechen kann ich immer ohne Angst. Die Frage ist aber, ob ich so sein darf, wie ich bin, ohne Angst vor Verurteilung, weil ich nicht in ein Schema passe.“
- ❖ „Mutig, aber ist das gewünscht? Wir sollten mutiger werden, unsere Meinung kundtun.“
- ❖ „Es sollte eine Atmosphäre des Vertrauens geschaffen werden, wo jeder erstmal seine Meinung sagen und äußern kann, ohne gleich einem persönlichen Gegenangriff ausgesetzt zu sein. Oftmals ausgelöst durch autoritäres Machtgehabe. Es sollte sich bemüht werden, Begegnung auf Augenhöhe und Wertschätzung des anderen zu schaffen.“

4. Feiern

Hier stellt sich die Frage nach **guten Gottesdiensten**. Es geht um das Verhältnis **von Eucharistiefeier und anderen Gottesdienstformen**. Dabei betonen einige Beiträge den Wert der sonntäglichen Eucharistie, während andere weitere Gottesdienstformen (Anbetung, Zeiten der Stille, Bibelteilen, Jugendliturgien, Wortgottesdienste mit Kommunionausteilung, ...) häufiger angeboten sehen möchten. Für einige sollen jedoch nicht mehr, sondern bessere Gottesdienste angeboten werden. Bei der Eucharistie stellt sich für einige Rückmeldenden die Frage, ob „ein zölibatär lebender männlicher Priester nötig“ ist. „Es braucht in der Leitung von Gottesdiensten mehr Identifikationsfiguren, die tragende Rollen übernehmen, darunter mehr Frauen,“ so ein Jugendverband. Einmal wird sogar gefordert, dass Laien der Eucharistiefeier vorstehen sollen. Bei anderen Gottesdienstformen wird dies häufiger gewünscht.

Oft werden die **unverständliche Sprache der Liturgie**, die **mangelnde liturgische Bildung** der Gläubigen und vor allem der **fehlende Bezug zum persönlichen Leben** thematisiert. Etliche Beiträge heben die **Bedeutung des Schweigens** in der Liturgie hervor. Auch **regelmäßige ökumenische Gottesdienste** werden gewünscht. Dass die gemeinsame liturgische Feier zu oft isoliert steht und dann keine wirkliche Begegnung der Gläubigen untereinander zustande kommt, kritisieren einige Beiträge und wünschen sich Agape-Feiern oder Kaffee-Runden nach den Gottesdiensten. Auch Gottesdienste im Freien seien eine gute Alternative und zudem gesund.

Aktivierung im Gottesdienst könne mittels **Kirchenmusik** erfolgen, die für viele Rückmeldungen ein zentraler Baustein für eine gute Liturgie ist. Ebenso wird ermutigt, mehr technische Mittel im Gottesdienst einzusetzen, nicht aus Effekthascherei, sondern um der Botschaft willen. Aber auch der **Einsatz von vielfältigen Diensten** vom Lektorendienst bis zum Akolythendienst sollte weiterhin ausgebaut werden, um so möglichst viele Menschen aktiv an der Feier der Liturgie zu beteiligen. Auch Menschen mit Behinderung sollen dabei nicht vergessen werden.

In diesem Bereich werden viele konkrete Vorschläge eingebracht: die Reform der Leseordnung, die Öffnung des Predigtendienstes für hauptamtliche Laien in der Eucharistiefeier, die Vermietung von Kirchen für nichtkirchliche Feste, um so keine Kirchen schließen zu müssen,

zielgruppenorientierte Gottesdienste, Gottesdienste in leichter Sprache, synodale statt frontale Sitzordnungen in Gottesdiensten, Abbau der Distanz zwischen Altarraum und Gemeinde, ...

Zitate:

- ❖ „Feiern bedeutet Freisein und sich von Regeln und Normen befreien. Das muss auch in der Kirche ankommen.“
Antwort darauf: „Wer so einen dämlichen Satz schreibt, hat die Bedeutung von Feiern noch nicht verstanden.“
Bezug darauf: „Keine Meinung ist dämlich, höchstens anders *herz*.“
- ❖ „Gottesdienste sollen froh machen.“

5. Mitverantwortung in der Sendung

Die **Sendung der Kirche** wird mehrperspektivisch betrachtet. Kirche wird dabei jedoch immer als zu den Menschen gesandt beschrieben. Das betrifft sowohl evangelisierende und missionarische als auch katechetische, liturgische und insbesondere caritative Tätigkeiten (Vgl Mt 25). Darüber hinaus wird die Frage aufgeworfen, wer in welchem Maß **Anteil und Verantwortung in der Sendung der Kirche** übernimmt und übernehmen darf – gerade in Bezug auf Frauen in Leitung und Ämtern. Gegenüber stehen sich Beiträge, die ausschließlich auf binnenkirchliche Themen eingehen und die Wahrnehmung, dass Kirche viel zu selbstreferentiell sei. Die eingereichten Erfahrungen beschreiben sowohl einen Mangel an Sendungsbewusstsein als auch einen Mangel an Ausbildung, Wissen und damit auch Selbstbewusstsein in der Verkündigung durch ehrenamtliche Laien. So schreibt eine Person: „In meiner Kirche ist die Sendung nicht spürbar!“ Auf Zukunft hin werden Haltungen wie Mut, Glaubwürdigkeit, Uneigennützigkeit und Dialogbereitschaft und ausdrücklich die Befähigung von Laien gewünscht. Theologische Grundlage bietet die Annahme, dass alle gerufen sind, den „UPS“ (unique selling point) des Glaubens selbst zu erleben und davon Zeugnis im Heute zu geben.

Zitate:

- ❖ „Für uns können wir festhalten: Das allgemeine Priestertum sollte den Gläubigen dargelegt und praktisch erläutert werden! Insofern sind wir alle Missionare, aber dieses Grundwissen scheint zu fehlen. Der Glaube muss im jeweiligen Alltag gelebt werden!“
- ❖ „Kirche ist leider viel zu häufig nur für sich selbst da, d.h. für die eigenen Strukturen und Traditionen.“
- ❖ „Engagieren im praktischen Alltag, im Dienst am Nächsten, Arbeitsstätte und in privaten Lebensbereichen durch Leben aus dem Evangelium mit achtsamem Blick auf den Menschen, der unserer Hilfe bedarf; da gibt es viele Möglichkeiten, die ja auch schon getan werden.“

6. In der Kirche und in der Gesellschaft Dialog führen

Viele Beitragende wünschen sich **mehr Dialog innerhalb der Kirche**. Auf lokaler Ebene finde viel Dialog statt, durch große Pfarregebiete, begrenzte Zeit und eine passive Haltung aber

erschwert. Auch starre Standpunkte und Strukturen werden als Hindernis für guten Dialog innerhalb der Kirche genannt, auch wenn dabei schon Veränderungen bemerkt werden. Als Schwierigkeit wird in diesem Zusammenhang auch gesehen, dass es häufig nicht mehr zu echtem Dialog kommt, sondern es dabei bleibt, „die jeweils eigene Meinung als Statement in den Raum zu stellen.“ **Mangelndes Konfliktmanagement** ist ein häufiges Thema in den Beiträgen und wird mit Demonstration von Macht „von oben herab“ in Verbindung gebracht.

Beim Dialog von Kirche und Gesellschaft lassen sich **zwei gegenüberstehende Positionen** identifizieren, die sich an der Frage explizieren, ob **Kirche sich anpassen** oder **eine Gegenwelt darstellen**, ob sie sich eher besinnen oder stärker rausgehen soll, ob Selbstbeschäftigung gut sei oder Dialog dadurch verhindert werde. Beim Dialog sei wichtig, dass Kirche offen sei für alle, auch kritisch denkende Personen, dass sie sich als Anwältin für Gerechtigkeit stark mache. „Kirche soll sich **nicht aufdrängen, aber klare Standpunkte** beziehen. Das darf auch ‚weh tun‘.“ Im Dialog mit Fachkräften, aber auch mit lebenserfahreneren Menschen könne Kirche zudem viel lernen. Wichtig sei außerdem, auch diejenigen zu Wort kommen zu lassen, die sich „schwertun“, die „nicht so klug sprechen können“. In einer Gruppe der Citypastoral mit kirchenfernen Kooperationspartnern wurde deutlich, dass ihr Bild von Kirche fast ausschließlich geprägt ist durch „negativ Schlagzeilen über Presse“ zu den Themen „Missbrauch, Umgang mit Homosexuellen, Frauen, Arbeitsrecht“. Grundsätzlich wird der Kirche vor allem die **Aufgabe in der Gesellschaft** zugesprochen, **Nächstenliebe zu leben**, sowie formuliert: „Gesellschaft braucht den Dialog mit Kirche nicht, Kirche braucht den Dialog mit Gesellschaft, wenn sich etwas bewegen soll.“

Ein zentraler Aspekt, der sehr häufig angesprochen wurde, ist die **Sprache**, die als „zu kopflastig“, „von oben herab“, „verklausuliert“, „verschwurbelter Kirchensprech“ wahrgenommen wird. Demgegenüber wird der Wunsch nach „mehr Herzenssprache“, „mehr Fragen als Ansagen“ und generell **leichterer Sprache** ausgedrückt. Selbstkritisch beschreiben einige, dass sie selbst eine mangelnde Sprachfähigkeit besitzen, um vom Glauben Zeugnis abzulegen. Von Seiten einer Gruppe einer muttersprachlichen Gemeinde wird die Bedeutung der Muttersprache herausgestellt und die Hoffnung ausgedrückt, dass eine größere Gemeinschaft über Sprachgruppen hinweg möglich wird.

Zitate:

- ❖ „Einfache Sprache tut uns allen gut. Sie konzentriert sich auf das Wesentliche“
- ❖ „Wir erleben, dass Kirche (als Institution) gesellschaftliche Entwicklungen oft mit Sorge und Angst, seltener mit Hoffnung, Freude und Liebe beobachtet.“
- ❖ „Wir erleben es sehr unterschiedlich. Im Diskurs mit Theolog*innen recht offen, aber nicht in weiten Teilen des Klerus. Eine spezielle Problematik (im Vergleich zu anderen Unternehmen oder Vereinigungen) sehen wir, weil es von der Lehre der Kirche her keine Augenhöhe zwischen Klerus und Laien gibt („gottgewollt“?).“
- ❖ „Der Umgang der Kirche mit Konflikten macht viele traurig: weil es eigentlich um Machterhalt geht... Wir erleben, dass in vielen Gemeinden Konflikte totgeschwiegen und Sorgen/Kritik von Seiten der Basis nicht wahrgenommen werden. Stattdessen soll die Basis Verständnis haben, bloß nicht ansprechen...“
- ❖ „Sprache spielt eine wichtige Rolle – seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sind Landessprachen erlaubt, wir freuen uns sehr, in Deutschland die Möglichkeit zu haben, in unserer Muttersprache Liturgie zu feiern und zu beten. Es wäre lohnenswert, über häufigere

Treffen nachzudenken, gemeinsame Gottesdienste mit Elementen in verschiedenen Sprachen, die uns allen helfen würden, uns alle als eine Gemeinschaft zu fühlen und wirklich zu sein.“

7. Ökumene

Ökumene wird durchweg als **positiv und als Mehrwert** betrachtet, auch wenn in den oft biographisch schmerzhaften Erfahrungsschilderungen deutlich gemacht wird, dass an vielen Stellen noch viel mehr Potenzial liegt, das aktuell nicht ausgeschöpft wird. **Gelebte Ökumene im privaten Bereich** wird als äußerst positiv, wohlwollend und ermöglichend, aber auch als **von Einzelpersonen abhängig** beschrieben. Es wird mehrheitlich ein **theologischer Stillstand** bemängelt – gerade in der Frage nach der Mahlgemeinschaft. Über die Eucharistiegemeinschaft wünschen sich die Mehrheit der Beiträge eine Predigtgemeinschaft, überkonfessionellen Religionsunterricht, die Zulassung für Frauen zu Ämtern, die Freistellung vom Pflichtzölibat, flachere Hierarchien im Katholizismus und einige sehr konkrete Änderungen (z.B. die Verwendung des Wortes „christlich“ statt „katholisch“ im Credo). Die Ökumene soll geprägt sein von grundsätzlicher **Offenheit, Verbundenheit und Wertschätzung** – neben allen „bewahrenswerten Unterschieden“. Für die Zukunft sehen die Beiträge Veränderungswünsche vor allem in den Bereichen **Liturgie und gemeinsames soziales Engagement**. Ganz praktisch wird der Wunsch geäußert, nicht nur zu großen Event-Gottesdiensten, sondern auch im Alltag ökumenische Gottesdienste zu pflegen.

Zitate:

- ❖ „Die Hoffnung auf ein gemeinsames Abendmahl -wenigstens zu bestimmten Anlässen - habe ich nach so vielen Jahren aufgegeben. Ich persönlich kann bei einem Gebet um die Einheit der Christen nicht mehr mitbeten!“
- ❖ „Es ist gut zusammen zu gehen und nicht in jeder Kirche sein eigenes Ding zu machen. Es trägt dazu bei, Toleranz zu lernen und zu üben.“
- ❖ „Immer im Miteinander: reden, motivieren, handeln, beten, schöne Feste und Gottesdienste feiern; sich gemeinsam für das Wohl der Stadt, des Friedens, Asyl, Bewahrung der Schöpfung, gegen Hunger und Armut, gegen soziale Ungerechtigkeit uvm. engagieren;“

8. Autorität und Teilhabe

Das Thema Autorität und Teilhabe wurde **viel und intensiv in den Blick genommen**. In der Regel schauen die Personen, die sich zu diesem Thema beteiligt haben, aus der Perspektive (potentieller) Teilhaber sowohl auf die Möglichkeit von Teilhabe als auch auf das Thema Autorität. Die stärkste Tendenz in den Beiträgen liegt darin, dass Menschen **gerne (mehr) beteiligt wären** und gravierend daran leiden, dass sie es nicht sind. Allein zehnmal wurde als Ergebnis von Gruppengesprächen geäußert, dass sich die jeweiligen Personen **an wesentlichen Entscheidungen überhaupt nicht beteiligt fühlen**. Hinzu kommen konkrete Nennungen, wer nicht genügend beteiligt wird (z. B. Frauen, Jugendliche, nicht-binäre Personen). In diesem Zusammenhang wurde einmal vorgeschlagen, Kirchenmitgliedschaft und Kirchensteuer zu trennen. Zum Teil wird eine gute

Beteiligung an der Basis konstatiert, die aber von höheren Instanzen kassiert wird. Vereinzelt wird umgekehrt den Hauptamtlichen, den Laiengremien oder einzelnen Gemeindemitgliedern vorgeworfen, Teilhabe zu verhindern. In der Forderung, dass alle Gesellschaftsschichten an Prozessen beteiligt werden sollten, klingt an, dass das in der Realität nicht der Fall ist. Bisweilen wird auch Schmerz bzw. **Misstrauen über fragwürdige Beteiligung** formuliert, z. B. „viel Reden, wenig Handeln. Vereinzelt, aber vermutlich häufiger unausgesprochen ist auch die Einschätzung: „Wir sind und wollen nicht mitbeteiligt sein. Wir fühlen uns nicht kompetent.“ Es besteht ein enger Bezug des Themas zu Nr. 2, Zuhören. Wer **nicht gehört wird**, kann auch **nicht teilhaben**. Dabei zeigt eine Umfrage per Fragebogen, in der explizit nach gesellschaftlichen Gruppen differenziert wurde, dass vor allem folgende Personen nach Einschätzung der 22 Befragten kaum teilhaben: Menschen mit Migrationshintergrund, sozial und finanziell Benachteiligte, Menschen mit Behinderung.

Fehlende Teilhabe ist insgesamt ein Schmerzpunkt, der aber umgekehrt auch die **Sehnsucht nach Teilhabe** ausdrückt und viele konstruktive Gedanken anstößt, wie Autorität in der Kirche so ausgeübt werden kann, dass Teilhabe möglich ist. Dies drückt sich in Formulierungen aus wie: „Mitverantwortung und Teilhabe brauchen Regeln und eine strukturelle Verankerung.“ Die Weltsynode wird in diesem Zusammenhang positiv gesehen: „Synodalen Weg dauerhaft beibehalten“, aber zum Teil auch kritisch: „Die Fragen der Weltsynode wirken suggestiv“, die Sprache wird als so schwierig empfunden, dass man sich fragen könne, ob wirklich Antworten erwünscht seien. Es wird sehr kritisch gesehen, wenn in der Kirche demokratische Werte zugunsten von Synodalität „niedergemacht“ werden. In Ordensverfassungen seien Teilhaberechte mehr als sonst in der Kirche vorgesehen, diese könnten inspirierend wirken. Anregungen für mehr Teilhabe beziehen sich auf **Haltungen** und auf **strukturelle Fragen**: mehr Augenhöhe, demokratische Elemente – konkret wird die Wahl von Leitungspersonen genannt –, mehr Transparenz, offene und verständliche Kommunikation, Beschränkung von Macht, Beschwerdewege, Zulassung von bisher ausgeschlossene Personen zu Ämtern (Frauen und nicht-binäre Personen) – hier gibt es auch die gegenteilige Meinung –, Laienpredigt, Übertragung von Verwaltungsaufgaben an Laien und eine stärkere Konzentration von Priestern/Bischöfen auf die Seelsorge. Das **Zusammenspiel von Amtsträgern und Laien** wird differenziert gedacht: Mehr Teilhabe erfordert mehr Raum für die Laien, aber auch eine sehr hohe Kompetenz der Leitungspersonen: „Laien sind eigenständig Verantwortliche in geistlicher und konkreter Verbundenheit mit der kirchlichen Autorität.“ „Leitung sollte durch gut ausgebildete, teamfähige und reife Persönlichkeiten ausgeübt werden, denen Vertrauen entgegengebracht wird. Ausbildung und Fähigkeiten sind entscheidend, weder Geschlecht noch Weihe.“ Dies wird bezüglich Leitung formuliert, aber auch in Bezug auf theologische Entscheidungen. Es wird gefordert, **Leitung stärker zu reflektieren** und bereits in der Ausbildung ein **differenziertes Verständnis von Autorität** zu vermitteln. Leitung soll dem Ganzen dienen und „wachsen lassen, was Gott gesät hat“, „Initiativen anderer aufgreifen und den Willen Gottes suchen“. In ein paar Stimmen wird die **geistliche Dimension** betont, die grundlegend für gemeinsame Entscheidungen ist und in der als bürokratisch empfundenen „behördlichen“ Dimension von Kirche mehr betont werden sollte: „Kirche sollte als vom Geist Gottes geführt erkannt werden.“ Für geistliches Vorgehen braucht es genügend Zeit und Information aller Beteiligten. **Gemeinsame Verantwortung** von Haupt- und Ehrenamtlichen, Geweihten und

Laien und **Leitung im Team** ist Sehnsuchtspunkt: „Teamarbeit ist oft Verheißung“, „Team und Mitverantwortung stets im Bewusstsein“ – hier mit Verweis auf das kollegiale „Team“ der Dreifaltigkeit. Als positives Beispiel für einen neuen Führungsstil wurde die intensive Gesprächskultur von Bischof Gerber erwähnt, der eine gute Grundlage für geistliche Unterscheidung und Entscheidungen hat, weil er Räume öffnet, in denen sich grundsätzlich jeder am Gespräch beteiligen kann. Einzelne Rückmeldungen sprechen noch eine ganz andere Ebene an: „Mitverantwortung kann sein, Zeugnis zu geben.“ „Alle – Hauptamtliche und ehrenamtlich Mitarbeitende – sollten nur tun, was sie selbst begeistert und was glaubwürdiges Christentum ausmacht.“

Zitate:

- ❖ „Beteiligung gibt es in unserer Kirche leider nicht!“
- ❖ „Wir alle haben gute Erfahrungen mit demokratischer Teilhabe. Warum Kirche diese politisch-gesellschaftlichen Regeln gerne niedermacht und dann stattdessen von Synodalität spricht, ist ein Ärgernis. Als ob politisch-demokratische Regeln schlecht seien.“
- ❖ „Maxime aus dem 3. Jahrhundert: ‚Was alle angeht, soll auch von allen beraten werden.‘ = Synodaler Weg der Kirche des Anfangs, birgt jedoch auch die Gefahr von Verwirrungen und Verirrungen, weil nicht alle gutes und fundiertes biblisches, theologisches, liturgisches, spirituelles und kirchliches Wissen haben; dem geweihten Amt / der kirchlichen Autorität ist daher das Charisma der Leitung und der Einheit gegeben.“
- ❖ „Der Bischof [von Fulda] versucht oft soweit möglich mit allen ins Gespräch zu kommen, konkret und digital, z.B. durch ZOOM-Begegnungen mit verschiedenen pastoralen Zielgruppen, jeder kann sich einschalten und einbringen.“ Das ist „eine neue Art und Weise der Teilhabe an der bischöflichen Autorität; der Bischof hört viele Stimmen und Meinungen, mehr als andere, und kann so seinen Dienst ‚mit den und für die ihm Anvertrauten‘ in geistlicher Abwägung, Unterscheidung und Entscheidung besser ausüben.“

9. Unterscheidung und Entscheidung

Bei der Frage, wie Entscheidungen getroffen werden, mahnen viele Beiträge an, dass **Entscheidungen auf einer breiteren Basis** getroffen werden sollen. Dabei werden sowohl Beratungsprozesse, die der Entscheidung vorhergehen, genannt als auch demokratische Entscheidungsprozeduren. Obwohl in der Fragestellung auf die zentrale **Rolle des Heiligen Geistes** rekurriert wird, erwähnen ihn relativ wenige Beiträge als Grundlage der Entscheidung ganz konkret. Einige Beiträge vermissen jedoch das Hören auf den Heiligen Geist bei kirchlichen Entscheidungen. Vielmehr werden die Heilige Schrift, das Lehramt und die Tradition, aber auch das Hören auf die Themen der Menschen als Entscheidungsgrundlage und ganz allgemein Sachverstand genannt; das Kirchenrecht dagegen wird in seiner jetzigen Form als problematisch für partizipative Entscheidungsformen angesehen. Einige Beiträge sehen die Gefahr, dass Partizipation nicht wirklich gewollt ist, sondern nur alibihaft angewandt wird. Um eine Partizipation an Entscheidungen zu ermöglichen, wünschen sich einige Einsender eine „**verständlichere Sprache**“, wenn es darum

geht Entscheidungen durch eine breite Basis zu treffen. Andere wünsche sich **mehr Zeit**, um genau hinzuhören und den Geist wirken zu lassen.

Es wird als eine **herausfordernde Aufgabe** bezeichnet, diese Art der Unterscheidung und Entscheidung gut und partizipativ anzuwenden, und bedürfe für die Leiter (Bischof, Pfarrer) einer guten Schulung oder **Ausbildung**. Letztlich sei es eine **Frage der Persönlichkeit**, wie gut die Entscheidungsfindung den Leitern gelinge. Als Beispiel für gelungene Entscheidungsfindungen wird v.a. von Verbänden die Verbandsarbeit genannt, da dort häufig Leitung im Team erfolge und Gremien in Entscheidungsprozesse einbezogen würden. Von Seiten der gewählten Laienvertretung wird die große Beteiligung der Bistumsleitung bei Pfarreientwicklungsveranstaltungen und in den Bistumsgremien gelobt, die Entscheidungen würden dann aber ohne Gremienbeteiligung gefällt. So seien die pastoralen Prioritäten (z.B. Pastoral in der Pfarrei oder in neuen Formen des Ehrenamtes) den Laien nicht transparent. Transparenz erschöpfe sich häufig in Informationsweitergabe, während die eigentliche Entscheidung auf der Ebene der Geistlichen stattfinde.

Zitate:

- ❖ „Bei der Entscheidungsfindung stellt man oft keinen Unterschied zu weltlichen Prozessen fest. Die Führung des Heiligen Geistes scheint nicht genügend berücksichtigt zu werden.“
- ❖ „Eine Kirche, die Laien befähigen will und Freiwillige braucht, muss echte Partizipation erlauben.“
- ❖ „Es mangelt häufig an Zuhören und Einfühlen und gegenseitiger Wertschätzung.“
- ❖ „Es braucht eine Grundlage für Entscheidungen = Hl. Schrift, Lehramt, Tradition etc.“
- ❖ „Kommt Gott zu Wort?“

10. Synodalität Lernen

Eine Person schreibt ganz fokussiert: „Synodalität sollte zu einer **Kultur in der Kirche** werden – darin wachsen, gemeinsam Wege besprechen“. Ganz in dem theologischen Gedanken, dass die Jünger nie einzeln ausgesandt werden. Denn Synodalität sei keine „zusätzliche Pflicht“, sondern **existenzieller Teil von Kirche**. Die Chance wird dabei vor allem im Prozess des gemeinsamen aufeinander Hören und Verstehen wollen gesehen, die das Miteinander prägen sollen.

Die bisherigen Erfahrungen schildern mehrheitlich einen **Mangel an Gemeinschaftserfahrungen** und **an Identifikation mit der Gemeinschaft der Kirche** – gerade in großer Sorge um die jungen Generationen und damit die Gestalt der Kirche in der Zukunft. Weiterhin wird eine große Prozessmüdigkeit durch die Transformationsentwicklungen wahrgenommen. Das **Erlernen von Synodalität** wird mehrheitlich **als Herausforderung und harte Arbeit** beschrieben. Im Zusammenspiel zwischen ehrenamtlichen Laien und Hauptamtlichen/Klerikern ist oft unklar, wer für das gemeinsame Gehen Sorge trägt. Dabei wird die **wechselseitige Angewiesenheit von ehrenamtlichen Laien und Hauptamtlichen/Klerikern** herausgestellt, die Grundlage allen synodalen Gelingens sei. Kritisch wird angemerkt, statt Klerikalismus und Machtausübung, Gleichberechtigung und Augenhöhe im Mittelpunkt stehen sollten. Ebenfalls wurde kritisch hinterfragt, ob das kirchliche Personal angemessen ausgebildet sei, „die Vielfalt der Kulturen unserer Gesellschaft zu vertreten“.

Die **Sehnsucht nach einer umfassenden „Kultur der Synodalität“**, die von Offenheit, Empathie und Authentizität geprägt ist, und darüber hinaus einer „Spiritualität des gemeinsamen Gehens“ wird an vielen Stellen deutlich. Für dieses gemeinsame Lernen wird eine große und kreative Sammlung Format-Ideen aufgeführt (Bsp. Schulungs-Wochenenden, Fortbildungen oder Gemeinschaftsabende). Das gemeinsame Ziel sollte dabei immer wieder neu in den Blick genommen werden.

Zitate:

- ❖ „Synodalität ist ein Weg für die Kirche, sich an ihre eigene Peripherie zu begeben, man muss sich darauf einstellen, dass es auch kritische Einschätzungen, Erwartungen verschiedener Art und sogar Beschwerden geben wird, die von Anfang an gehört werden müssen um einen Dialog zu beginnen.“
- ❖ „...in den deutschen Kirchengemeinden ist der synodale Prozess leider kein Thema – das liegt vielleicht auch an der allgemeinen und verständlichen „Prozessmüdigkeit“ (die Gemeinden sind zurzeit genug beschäftigt)“

Text und Auswahl der Zitate: Paulina Hauser, Christoph Heigel, Igna Kramp CJ, Bernadette Wahl.

Abschließende Gedanken aus den Gremien und Räten des Bistums

Das Auswertungsdokument wurde am 25.4.2022 den Gremien und Räten auf Diözesanebene vorgestellt. Als erster Eindruck wurde formuliert, wie vielfältig und konstruktiv die Beiträge zur Weltsynode seien und dass sich Menschen beteiligt hätten, die für die und mit der Kirche etwas wollen, die sich – quer durch eine Vielfalt an Meinungen zu Einzelthemen – für eine Erneuerung der Kirche, Gemeinsamkeit und Teilhabe einsetzen. Der zu Thema 1 „Weggefährten“ formulierte Satz: „In all diesen Beiträgen wird eine große binnenkirchliche **Sehnsucht** deutlich, **eine inklusivere und beziehungsfähigere Kirche werden zu wollen**“, könne nicht nur für dieses Thema, sondern für die Einsendungen insgesamt stehen. Dabei sind in den einzelnen Beiträgen allerdings sehr verschiedene Gruppen im Blick, die nicht oder nicht genügend am Leben der Kirche teilhaben, und auch **diverse Inklusions- und Exklusionsdynamiken**, die oft unbewusst ablaufen und gerade deshalb genauer in den Blick genommen werden sollten. Gleiches gilt für Dynamiken, die Kirche mehr oder eben weniger beziehungsfähig machen, die auch nicht immer bewusst ablaufen und des Hinsehens bedürfen.

Die **Beziehungsfähigkeit der Kirche** wurde insbesondere anhand von Thema 2 „**Zuhören**“ und Thema 3 „**Das Wort ergreifen**“ in der Sitzung genauer thematisiert. Auf Seiten der Leitung riefen die teils markanten Statements, Kirche höre nicht zu, Überraschung und zum Teil auch Betroffenheit hervor, weil nach eigener Wahrnehmung engagiert zugehört wurde. Zugleich war aber auch im Blick, dass die seltene Begegnung mit einer ernstlich zuhörenden Leitungsperson nicht kompensieren könne, wenn die Grunderfahrung sonst sei, dass nicht zugehört werde. Es wäre wichtig, einander hier noch besser zu verstehen: Auf welchen Ebenen bzw. an welchen Stellen in der Ortskirche erleben und beklagen Menschen, dass ihnen nicht zugehört wird? Und von welcher Art des Zuhörens wird hier gesprochen – geht es dabei um empathisches Zuhören wie

in einem Seelsorgegespräch, oder auch um Teilhabe des Gesprächspartners auf Augenhöhe? Die engen Bezüge zwischen Thema 2 „Zuhören“ und Thema 8 „Autorität und Teilhabe“ legen eher Letzteres nahe. Hier wären Schritte sinnvoll, mit denen wir noch mehr voneinander lernen, welche Beziehungsfähigkeit genau gestärkt werden sollte und wie das geschehen kann.

Im Rahmen der Gespräche für die Welsynode über die Weggemeinschaft der Kirche wurde bemerkenswerterweise in einer Weise **Kirche** erfahren, **die wie schon einen Schritt weiter hin zu mehr Inklusion und Beziehungsfähigkeit gegangen ist**: Es waren Gruppen am Gesamtprozess beteiligt, die sonst wenig zu Wort kommen. Es war möglich, auf Augenhöhe zu sprechen, zu erfahren, dass einem wirklich zugehört wird, am gemeinsamen Weg der Kirche und wichtigen Überlegungen dazu teilzuhaben. Die hier rückgemeldeten positiven Erfahrungen sind wie die andere Seite zu den in den Einzelthemen geäußerten Schmerzpunkten. In beiden drückt sich eine Sehnsucht nach einer umfassenden „Kultur der Synodalität“ aus, die von Offenheit, Empathie und Authentizität und einer Spiritualität des gemeinsamen Gehens“ geprägt ist.

Abschließende Gedanken des Bischofs

Es hat sich als fruchtbar erwiesen, den hier dargestellten Prozess von Anfang an konsequent auf synodale Weise zu beschreiten. Wie beschrieben, wurden die einzelnen Wegetappen in den Runden mit den Vorständen der diözesanen Gremien definiert. Eine gemischte Gruppe übernahm dann die eigentliche Projektsteuerung und Auswertung. Dass sich tatsächlich eine Vielzahl von sehr unterschiedlichen Gruppen am Prozess beteiligten, liegt auch daran, dass viele von ihnen persönlich von der Steuerungsgruppe angesprochen wurden.

Was an Erkenntnis aus dem Gesagten ist neu für mich?

Sehr deutlich zeigen sich Fragen im Themenkomplex Inklusion und Exklusion. Der hier dargestellte Prozess war selbst ein Schritt in Richtung Inklusion. So konnten Gruppen, z.B. Gefangene mit in den Prozess genommen werden, deren Stimme ansonsten kaum oder gar nicht gehört werden. Inklusion ist eine Frage konkreter Maßnahmen und zugleich von konkreten Haltungen. Welche Signale werden bewusst oder unbewusst gesetzt? Wen sehen wir? Wer hat keine Fürsprecher? Inklusion ist mehr als nur Zugewandtheit, sondern bedeutet echte Teilhabe.

Nachdenklich machen mich Hinweise auf Ängste. Nicht wenige zögern, offen das Wort zu ergreifen. Es wird die Aufgabe des Bischofs und weiterer Leitungspersonen sein, immer wieder auch solche Ängste zu thematisieren und Wege zu finden, die Menschen Mut machen. Sehr ermutigend ist auch die Erfahrung, dass es im Bistum Fulda immer wieder gelingt, auch bei inhaltlich sehr kontroversen Positionen in Diskussionen zu erfahren, dass das, was uns verbindet, größer ist als das, was uns trennt. „Wir haben bei allen Unterschieden die Sehnsucht, gemeinsam unterwegs zu sein“ ist ein wichtiger Grundton, der hier zu hören ist. zuständig sind, wo es um gemeinsame Beschlüsse und dann auch das gemeinsame Einstehen für deren Umsetzung geht. Hier gibt es durch die geistliche Prozessbegleitung auch wertvolle Erfahrungen, wie solche Entscheidungsvorgänge in der geistlichen Tradition der Unterscheidung der Geister gegangen werden können. Sehr dankbar dürfen wir sein für die Erfahrungen mit den geistlichen Gesprächsangeboten in der Advents- und Fastenzeit. Hier zeigt sich eine Sehnsucht nach Wegen, bei denen Menschen wie die Jünger auf dem gemeinsamen Weg nach Emmaus über das ins Gespräch kommen, was sie tief im Herzen bewegt.

Viele Gläubige treibt die Sehnsucht nach einem Wandel um. Wandel / Prozess / Weg sind Merkmale, die von Anfang an das Wesen der Kirche bestimmen. Das zielt auf Strukturen, auf die Kultur des Miteinanders und auf die persönliche Haltung. Manche wertvolle Vision wird dabei nie ganz eingeholt werden, es bleibt eine Herausforderung, dass Gott seinen Weg der Kirche mit sehr fehlbaren Menschen geht. Und doch müssen wir uns von ihm herausfordern, bewegen, wandeln lassen. Die Verantwortlichen der Kolpingjugend haben dazu formuliert:

„Wir träumen von einer Kirche, die ehrlich, authentisch und echt ist, die neu und stark ist, die im wörtlichen Sinne begeistert und ihre Werte und Ideale lebt. Diese Kirche ist eine hörende, sehende und menschnahe Kirche. Sie ist eine Kirche, in der jeder einen Platz findet und jeder, der möchte, zu Gott finden und Jesus als Freund entdecken kann. Sie ist ohne Vorurteile und offen für jeden Menschen, sodass sie auch zum Zufluchtsort in Notlagen werden kann. Diese Kirche, von der wir träumen, ist eine solidarische Kirche, die in allen Lebenslagen unterstützt und sich für die Bewahrung der Schöpfung einsetzt.“ (Kolpingjugend)